



Vierunddreißigster Jahrgang.

50.

Donnerstag, am 12. December 1850.

Die Olmüzer Punktation.

Der Gedanke, welcher der Olmüzer Punktation auf preussischer Seite zu Grunde liegt, ist der:

Preußens politische Stellung fordert das Anerkenntniß, daß keine deutsche Frage ohne seine Theilnahme entschieden, daß also weder die kurhessische noch die holsteinische Frage von den in Frankfurt versammelten Regierungen einseitig im Namen des Bundes definitiv erledigt werden können. Preußens militärische Stellung fordert, daß weder zwischen den beiden Theilen der Monarchie, noch im Rücken derselben eine fremde Truppenmacht aufgestellt werde, ohne eine entsprechende Entfaltung seiner eigenen Truppenmacht an diesen Orten selbst. Wird ihm Beides oder auch nur eins von Beiden geweigert, so muß es Krieg machen, und die Opfer eines solchen Krieges werden vor dem Lande, der Krieg selbst vor Europa gerechtfertigt sein.

Wird ihm dagegen Beides gewährt, wird jenes Anerkenntniß ihm nicht nur im Prinzip, sondern thatsächlich verbürgt; wird die Zurück-

ziehung seiner Truppenmacht nicht gefordert, so liegt in dem augenblicklichen Gewährenlassen einer von dem Landesherrn hereingerufenen fremden Truppenmacht in Hessen keine Concession mehr, welche Preußens Ehre gefährdete, und keine Gefahr, welche einen Krieg vor dem Lande und vor Europa rechtfertigte.

Dies ist durch die Olmüzer Punktation erreicht.

Der §. 1 enthält das prinzipielle Anerkenntniß.

In diesem Paragraphen wird dem gedachten Prinzipie sogleich die thatsächliche Anwendung gegeben durch die Niederlegung einer gemeinschaftlichen Commission, in welcher Preußen mit seinen Verbündeten einerseits, den in Frankfurt versammelten Regierungen andererseits, ganz gleichberechtigt in voller Parität gegenübersteht.

In §. 3 ist der Durchzug durch die Etappenstraßen gestattet, in Folge ausdrücklicher Garantien von Oestreich und seinen Verbündeten, und unter der Voraussetzung, daß die Etappenstraßen selbst von Preußen fortwährend besetzt gehalten werden, so lange die Sicherung seiner militärischen Interessen dies erfordert. Dazu kommt die gemeinsame Besetzung der Hauptstadt,

unter Zustimmung des Landesherrn, ohne welche eine solche Maßregel eine direkte Verletzung seiner Souveränität wäre.

Dagegen concedirt Preußen, daß die von dem Landesherrn herbeigerufene Truppenmacht, für den Augenblick und ohne Präjudiz für die künftige Entscheidung, die Autorität desselben herstelle, welche, wie wohl schwerlich von irgend einer Seite mit Grund geleugnet werden kann faktisch vernichtet war. Sie wird faktisch hergestellt und die rechtliche Entscheidung vorbehalten.

Diese rechtliche Entscheidung hatte bisher der sogenannte Bundestag in Frankfurt in Anspruch genommen, und jede Mitwirkung Preußens anders als unter bundestäglichen Formen abgewiesen.

Ebenso in der holsteinischen Frage, in welcher der Bundestag allein mit Dänemark unterhandeln und die Entscheidung über dessen Vorschläge im Namen des Bundes in Frankfurt aussprechen wollte.

Preußen hatte dagegen gefordert, daß in beiden Fragen die Entscheidung durch eine von beiden Seiten, von den Frankfurter Regierungen einerseits, und von Preußen und seinen Verbündeten andererseits zu ernennende Commission vorbereitet und durch die Genehmigung aller deutschen Regierungen rechtskräftig werden sollte. Es hatte dies in Bezug auf Kurhessen schon im September, in Bezug auf die Herzogthümer wiederholt und noch zuletzt am 17. Oktober förmlich vorgeschlagen. Damals wurde diese Forderung abgelehnt; jetzt ist sie im §. 2 der Olmüzer Punktation zugestanden. Es ist also jetzt dasjenige erlangt, was im September und Oktober gefordert und verweigert wurde.

Diesem Zugeständniß gegenüber handelte es sich um die Frage, ob um des augenblicklichen Vorgehens der vom Kurfürsten herbeigerufenen Truppen willen der Krieg entbrennen sollte? ein Krieg, dessen Folgen nicht zu berechnen waren, ein Krieg, der Deutsche gegen Deutsche in den Kampf führte — ein Krieg, der freilich im günstigen Falle Preußen an die Spitze Deutschlands führen konnte, der aber in jedem Falle Deutschland schwächen und zerrütten konnte, der

auf deutschen Feldern geführt werden mußte, der das Aufgeben jeder Hoffnung auf eine friedliche Lösung der deutschen Verfassungsfrage in sich schloß, während eine solche friedliche Lösung eben in Aussicht stand.

Die königl. preuß. Regierung hat die Verantwortung für einen solchen Krieg, nachdem ihr jene Bürgschaften für ihre politische und militärische Stellung gegeben waren, nicht auf sich nehmen wollen; sie glaubt vielmehr, in dem Frieden Alles erhalten zu haben, was die Ehre und die Macht Preußens forderten.

Die Lage der Dinge ist nunmehr folgende:

1) Im Allgemeinen ist der Anspruch des Bundestages auf einseitige Entscheidung deutscher Fragen thatsächlich aufgegeben, dieser vielmehr sämmtlichen deutschen Regierungen anheimgestellt, und die Vorbereitung derselben einer von beiden Seiten gleichberechtigten Commission übergeben. In dieser Commission treten Preußen und seine Verbündeten als eine anerkannt gleichberechtigte Gesamtheit der Gesamtheit der übrigen Regierungen, welche bisher die Entscheidung für sich allein in Anspruch nahmen, gegenüber. Diese Entscheidung wird jetzt weder von der einen, noch von der andern, sondern nur von allen zusammen ausgehen. Mehr hat Preußen nicht gefordert und mehr zu fordern hat es kein Recht.

Wird die Commission, wie es zu erwarten steht, aus eben so tüchtigen und bedeutenden, als besonnenen Männern zusammengesetzt, so wird sie die glückliche Vermittelung für die Wahrung aller Rechte bilden.

Halten die Verbündeten Preußens treu zu letzterem, so wird ihnen dadurch die Mitwirkung bei allen wichtigen Fragen gesichert sein. Das Bündniß Preußens mit ihnen ist von Preußen nicht aufgegeben, dessen Aufgeben auch von Oesterreich nicht gefordert, vielmehr das Bestehen desselben zu gemeinsamem Handeln durch die Olmüzer Punktation faktisch anerkannt.

2) In Kurhessen werden zunächst die von dem Landesherrn herbeigerufenen Truppen in der Ausführung der von letzterem nachgesuchten Hilfe nicht gehindert werden. Aber die endliche und rechtliche Entscheidung der ganzen Angele-

genheit wird nun nicht mehr in den Händen des Bundestages liegen, sondern durch die niederzusetzende Commission der Gesamtheit der deutschen Regierungen, als der einzig berechtigten höchsten Bundesautorität zugewiesen werden.

3) In Holstein wird nicht mehr ein Commissar des Bundestages dem Lande das Gesetz auslegen, sondern zunächst werden preussische und österreichische Commissarien die Statthaltertschaft zu der Einhaltung von Bedingungen auffordern, welche das Bundesgebiet gegen jeden Angriff zu sichern geeignet sind, und welche in den Grundgesetzen des Bundes und in dem Friedensstraktat vom 2. Juli ihre volle Begründung finden. Es läßt sich völkerrechtlich nicht rechtfertigen, daß während der Bund den Frieden mit Dänemark erklärt hat, eine vom Bunde eingesetzte Behörde außerhalb der Bundesgrenzen Krieg führe. Auf diesen Grundsatz sind die Forderungen an die Statthaltertschaft basirt. Die Reduction der Armee liegt im Interesse des Landes und ist, wie dies früher oft von der Statthaltertschaft erklärt ist, unbedenklich, wenn Dänemark ebenfalls reducirt, wozu alle Aussicht vorhanden ist.

Weigert die Statthaltertschaft die Annahme dieser billigen Forderungen, so werden anstatt einer einseitigen Exekution Oestreichs oder des Bundestages nur gemeinsame Maßregeln von Oestreich und Preußen eintreten können, worüber die im §. 2 stipulirte Commission sich zu verständigen haben wird. Darin kann keine Gefahr für Preußen oder für Holstein liegen.

Die weitere Entscheidung der Frage wird ebenfalls nicht mehr von den in Frankfurt vertretenen Regierungen einseitig, sondern von sämmtlichen deutschen Regierungen ausgehen. Preußen und Oestreich werden gemeinsam die Rechte des Bundes, wie die Rechte Holsteins wahrnehmen, und die niederzusetzende Commission wird, gleichsam als ein Bundes-Ausschuß sämmtlicher deutscher Regierungen, die Vorbereitungen und Verhandlungen dazu in die Hand nehmen.

Zu diesem gemeinsamen Handeln Oestreichs und Preußens dürfen die Herzogthümer

ebensowohl wie die auswärtigen Mächte das volle Vertrauen fassen, daß kein wahrhaftes Recht werde gekränkt werden. Preußen wird in seiner Vertheidigung der Sache der Herzogthümer auch dem Auslande gegenüber nicht mehr allein stehen, und es ist das Mittel gefunden, die lange entbehrte Action des ganzen Bundes wieder eintreten zu lassen, ohne daß Preußen seinem Standpunkte etwas vergäbe.

Dies ist im Allgemeinen wie in den beiden brennenden thatsächlichen Fragen die Basis, auf welcher die Olmüzer Punktation beruht. Auf dieser Basis glaubte die preussische Regierung den Frieden erhalten zu dürfen; und sie erachtet hierin die Anknüpfungspunkte gefunden, durch deren redliche und von beiden Seiten wohlwollende Ausbildung dieser Frieden gesichert, und eine heilsame Entwicklung der deutschen Verhältnisse möglich gemacht werden könne.

Für letzteren Zweck sind die freien Conferenzen bestimmt, welche in kürzester Frist zusammentreten sollen, und zwar, dem Wunsche Preußens gemäß, in Dresden.

Es sind von vielen Seiten her Wünsche laut geworden, daß vor dem Zusammentritt derselben schon die Basen festgestellt werden müssen, auf welchen dort die Berathung über die deutsche Verfassungs-Revision sich zu bewegen habe. Daß dies nicht durch die Olmüzer Punktation geschehen, wird von Manchen als ein Mangel derselben bezeichnet werden.

Eine besonnene Erwägung der Verhältnisse wird lehren, wie unbegründet dieser Vorwurf sein würde.

Die Olmüzer Zusammenkunft, durch das Dringende des Augenblicks auf wenige Stunden beschränkt, konnte der Natur der Sache nach nicht zum Zwecke haben, Grundzüge für eine Verfassung festzustellen, an deren Entwerfung Deutschland seit zwei Jahren vergebens sich abmüht; sie konnte nur auf die Behandlung der brennenden, mit augenblicklichem Conflict drohenden Fragen, auf die Entscheidung: ob Krieg, ob Frieden? gerichtet sein.

Der Untergang des Dampfschiffes „Helene Sloman“.

Die Helene Sloman war ein eisernes Dampfschiff, ist vor 2 Jahren von Bim in Hull (England) erbaut, von 800 Tons, 180 Pferdekraft, und von Capt. Paulsen geführt. — Es hatte bereits 2 sehr befriedigende Reisen von Hamburg nach Newyork gemacht, und verließ ersteren Platz 26. October, lief in Southampton an, um Passagiere und Güter einzunehmen, und setzte von dort seine Reise am 1. Novbr. um 2 Uhr v. M. nach Newyork fort. Meine Freunde und ich hatten uns auch dort (Southampton) eingeschifft.

Die Ladung des Schiffes bestand aus ca. 180 Tons feinen werthvollen französischen und deutschen Waaren, neben 450 Tons Steinkohlen und 100 Tons Eisen (als Ballast). An Passagieren befanden sich 22 in der 1. Cajüte, 31 in der 2., 91 im Zwischendeck; die Besatzung bestand aus 36 Mann, also waren im Ganzen 180 Seelen, größtentheils Deutsche, am Bord des Schiffes.

Von dem Tage des Abganges bis zum 19. Nov. ereignete sich nichts Erwähnenswerthes, abgesehen davon, daß das Wetter selbst für die späte Jahreszeit ungestümer und veränderlicher als gewöhnlich, war. — Am Abend des 11. auf 43¹⁹ Breite und 59³⁰ Länge (nach dem Chronometer) wuchs der Wind, der während des ganzen Tages schon ziemlich stark aus N. N. W. geweht hatte, zu einem Schrecken erregenden Orkan. Die Helene Sloman widerstand demselben aber auf's Bravste, und obgleich die See mit Bergeshöhe lief, nahm das Schiff trotzdem doch gar kein Wasser über, bis um 11 Uhr v. M. eine außergewöhnlich schwere Querssee mit fürchterlicher Macht sich über Heck, Steuerborde, so wie Quarter und Poopdeck brach, die Cajüte füllte und verursachte, daß das Schiff während mehreren Minuten vom Hinter- bis Vordersteven erzitterte. Um 2 Uhr a. M. ließ der Sturm allmählich nach, und gegen Tagesanbruch war nur noch eine gewöhnliche Brise; der Himmel war jedoch während

des ganzen Tages sehr bedeckt. Um 4 Uhr v. M. (Mittwoch) warf Capt. Paulsen dem Manne am Steuer vor, daß er unsicher (unstrady) steuere, und wenige Minuten darauf, nicht zufrieden mit der Antwort, die er erhielt, nahm er das Rad selbst zur Hand, und nachdem er mit demselben eine ganze Drehung (Revolution) gemacht hatte, fand er, daß das Schiff nicht mehr gehorchte, und gleich darauf, daß das Steuer sich von dem Hintersteven begeben, ohne Zweifel in Folge der schweren Sturzsee des vorhergehenden Abends, und daß es nur von den Sicherheitsketten, ungefähr 4 Fuß unter Wasser noch gehalten wurde. — Sogleich wurde alle Mannschaft nach hinten beordert, und das Gangspill mit schweren Tackeln angewandt, um das Steuer in die Höhe zu bringen; der dritte Steuermann wurde über Bord gesetzt, um ein schweres Tau darum zu bringen, sobald das Steuer genügend in die Höhe gebracht worden wäre; bevor dasselbe jedoch die Fläche des Wassers erreicht hatte, brachen die Ketten, in Folge des schweren Gewichtes des Steuers (über 4 Tons); beide sprangen in demselben Augenblick, und das Ganze sank in die Tiefe.

Während man auf diese Weise beschäftigt war, kam der erste Ingenieur auf's Quarterdeck und berichtete, daß die Maschine furchtbar stieße und er daher befürchte, es müsse etwas an dem Propellern zerbrochen sein; sein Rath sei daher, die Maschine bis Tagesanbruch anzuhalten, um dann den Schaden untersuchen zu können. Der Dampf wurde in Folge dessen abgelassen, und der größte Theil der Nacht wurde mit Anfertigung eines Hülfssteuers aus einer Trasse Lauwerk, zugebracht, welches der Capitain, da es gutes Wetter geworden war, vor Tagesanbruch nicht anlegen wollte, damit es nicht etwa in den Propeller verwickelt werde, und größeren Schaden dadurch anrichte.

Am folgenden Morgen, Donnerstag, wurde ein Boot ausgesetzt, um den Steven in- und auswendig gründlich zu untersuchen. Es zeigte sich dann, daß nicht nur das Steuer verloren war, sondern daß es auch ca. 12 Fuß des äußeren oder falschen Stevens mit abgerissen hatte, und daß der untere Theil hiervon, da wo er

an den Kiel angelegt war, auch diesen beschädigt und dadurch einen bedeutenden Leck verursacht hatte. Ferner war das Ende der Hauptwelle, durch welche der Propeller getrieben wird, und welches in dem Hinterstegen ruhend, arbeitet, durch den Verlust des letzteren seiner Stütze beraubt, und dadurch in schiefer Linie gebogen, wodurch die Flügel des Propellers sich gegen den Hauptstegen neigten und so die Staffing-boe in demselben erweiterten, welches einen zweiten Leck verursachte. Sogleich wurden alle Maßregeln getroffen, um diesen Leck zu stopfen, Extra-Pumpen wurden in Gang gesetzt, und ein Mann wurde bei der Staffing-boe gelassen, um diese zu beobachten, sie so viel wie möglich aufzufüllen, und über den Zustand derselben zu berichten u. s. w.

Zu dem Leck im Kiel konnte man nicht gelangen, in Folge der besondern Stelle und der außerordentlichen Schärfe des Schiffes. Eine bedeutende Besorgniß mußte nun von allen denen empfunden werden, die die Verhältnisse beurtheilen und die wahrscheinlichen Folgen des Unfalls ermessen konnten. Das Steuer und der Heck-Steven verloren, das Schiff leck, der Propellor unbrauchbar und das Schiff wegen seiner großen Länge (228 Fuß) nicht mit den Segeln zu steuern.

Um 10 Uhr am Morgen kam eine Brise von S. O., bald darauf nach N. W. N. N. W. sich wendend und in einen furchtbaren Sturm ausartend. Um 7 p. M. war es ein completer Orkan, welcher viele Segel wegriß und den ganzen folgenden Tag und bis zum Sonnabend Morgen anhielt; während der ganzen Zeit waren alle Pumpen durch die Maschine im Gange erhalten.

Am Sonnabend, den 24. November, nachdem der Wind nachgelassen, wurde das angefertigte Nothsteuer versucht, aber erwies sich leider als ganz zwecklos. Um 10 Uhr a. M. zeigte sich in der Entfernung von ungefähr 10 Meilen ein Schiff, westlich unter allen Segeln steuernd. Nothsignale wurden gemacht und alle mögliche Anstrengungen angewandt, um durch die Segel das Schiff herum zu bringen, um das andere in seinem Cours zu kreuzen, aber

leider ohne Erfolg. Um 3 Uhr a. M. kam die Besatzung nach hinten, und verlangte Erlaubniß, die Böte auszusetzen, um nach dem Schiffe zu rudern. Der Capitain verweigerte dieses, indem er sehr richtig bemerkte, daß bei der hohen See sie vor Dunkelwerden das Schiff gar nicht erreichen könnten.

Nach einer langen Discussion unter sich, die in eine Meuterei auszubrechen drohte (einige hatten bereits Brot und Wasser für sich in das Boot auf der Backbord-Seite eingelegt), gaben sie endlich den Plan auf und unterstützten in den erneuerten Anstrengungen, das Schiff herum zu bringen, und bei Sonnenuntergang gelang es, indem zufällig eine schöne See, die sich gegen das Quarter brach, zu Hülfe kam. Während der Nacht wurde der Wind stärker und um 10 Uhr a. M., am Sonntag, wehte es im Sturm von Osten mit schweren Böen, Schnee und Regen. Das Schiff befand sich unter dicht gerefften Vor-Marssegel, Sturm-Befahn und Vor-Marssegel. Um 2 p. M. befanden wir uns nach der Berechnung dicht bei dem östlichen Ende von Sable-Island und jede Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß wir während der Nacht auf die Riste treiben würden. Anker und Kette wurden jetzt in Bereitschaft gebracht. — Gegen Mitternacht, während wir jeden Augenblick erwarteten, fest zu kommen, drehte sich der Wind plötzlich nach N. W. und trieb uns wieder vom Strande.

Am Montag mäßiger Wind von N. W., das Schiff trieb beständig ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde vom Strande. Es wurde beständig gelothet, aber nur einmal Grund von 40 Faden gefunden.

Am Dienstag noch immer N. W. Wind. Während des Morgens war ein sinnreiches Mittel angewandt worden, um vermittelst einer Composition von Bleiweiß, Garn und andern derartigen Sachen den Leck im Kiel zu stopfen, aber leider auch dieses erwies sich als erfolglos. Die Passagiere und Maschinen hielten die Pumpen beständig in Bewegung.

Am Mittwoch, da das Wetter schön und ruhig war, wurden die Böte ausgelegt, um mit diesen das Schiff herum zu bringen, aber die

große Länge desselben war ein unüberwindliches Hinderniß. Es wurde mit der größten Aufmerksamkeit auf etwa passirende Schiffe ausgehrt, und Alle am Bord löseten sich regelmäßig bei den Pumpen ab, aber trotz der größten Anstrengung konnte das Wasser in dem Raum auf nicht weniger als 4 Fuß gebracht werden. Eine Menge Arten und Weisen wurden vorge schlagen und angewandt, um ein Nothrunder anzubringen, aber alle schlugen fehl, in Folge des zerbrochenen Zustandes des Hinterstevens und weil der Propeller noch festhielt. Gegen Nachmittag kam eine Brise vom Süden, und weitere Anstrengungen wurden gemacht, um das Schiff nach dem Ufer herum zu bringen: fast gelang es dieses Mal, als ein plötzlicher Windstoß von N. S. D. es zurücktrieb. Während der Nacht wurden dieselben erfolglosen Anstrengungen wiederholt.

Am Donnerstag d. 28. wurde bei Tagesanbruch ein Schiff unter vielen Segeln N. N. O. steuernd in einer Entfernung von ca. 10 Meilen entdeckt; das Dampfschiff zeigte nach W. S. W. Um 8 a. M. ging das Schiff durch den Wind, indem sich der Wind nach N. W. gedreht hatte und steuerte auf uns zu. Obgleich alle Pumpen während der Nacht und noch getrieben wurden, hatte das Wasser in dem Raum um 10 à 12 Zoll zugenommen; die Lecke hatten sich augenscheinlich vergrößert und Alle am Bord waren mehr oder weniger erschöpft. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr wurden, sobald das Schiff vom Boop gesehen werden konnte, Nothsignale in Deutsch und Englisch (letztere No. 1836 Marryat's Codex) gemacht. Zwei Kanonen wurden gelöst, wurden aber nicht von dem Schiffe gehört, indem dieses sich am Winde befand. Kurze Zeit darauf aber zog das Schiff, welches das Blitzen unserer Kanonen und unsere Nothsignale gesehn, seine Segel ein und steuerte auf uns zu. Es wehete während dessen ein Sturm von N. W.

Sobald das Schiff in kleiner Entfernung sich befand, setzten wir ein Boot aus mit dem zweiten Steuermann und 4 Matrosen bemannt und begleitet von 2 der englischen Kajüten-Passagiere, Herren J. J. Gray und J. de Norman, um sich am Bord des Schiffes zu bege-

ben und um Hülfe zu bitten. Nach großer Anstrengung, indem die See sehr hoch lief, erreichte das Boot glücklich das Schiff, welches sich als das von London nach Newyork bestimmte Packet-schiff „Devonshire“, Capt. Hovey, auswies. Nachdem die Herren Gray und de Norman dem Capitain Hovey den Zustand des Dampfschiffs geschildert, erbot sich dieser sofort zu aller möglichen Hülfe. Zwei von seinen Bötten wurden sofort ausgesetzt, jedes mit 4 Mann, unter Befehl des ersten Steuermanns Herrn Moore und des dritten, Herrn J. G. Johnson, bemannt; diese, in Gemeinschaft mit den 3 Bötten des Dampfschiffes, begannen die Passagiere überzuschiffen, eine Aufgabe, die mit der größten Anstrengung und Gefahr, da während des ganzen Tages der Wind sehr stark und die See sehr hoch war, nur ausgeführt werden konnte.

Ungefähr um 4 p. M. trieb das Boot des Herrn Johnson, das schon zwei erfolgreiche Touren bewerkstelligt hatte, nachdem es eben wieder 7 Passagiere eingenommen, unter den Boog des Steamers, und da dieser sehr stark stampfte, wurde das Boot sofort umgeschlagen. Zweien der Passagiere gelang es, auf den Boden des gekenterten Bootes sich zu retten und wurden von einem andern Boote abgenommen. Laue wurden den übrigen von dem Schiffe aus zugeworfen, aber es gelang nur einem der Matrosen, diese zu ergreifen und sich zu retten, alle Uebrigen, und mit ihnen Hr. Johnson, kamen unglücklicherweise ums Leben.

Nachdem Capt. Paulsen sämtliche Passagiere aus dem Schiffe geleitet, stieg er nochmals in den Raum, und fand, daß, während der 3 Stunden, in welchen nicht gepumpt worden, das Wasser bis auf 6 Fuß gestiegen war. Er befahl darauf der Besatzung, die sich sämtlich in den Bötten langseiten des Steamers befand, an Bord zu kommen, dessen sie sich aber auf das Entschiedenste weigerte. Darauf entschloß sich Capt. Paulsen, obgleich mit schwerem Herzen, auch das Schiff zu verlassen, nachdem er so viel von der Bagage und Schiffs-Proviant geborgen, wie die Bötte ohne Gefahr einnehmen konnten. Von seinen eignen Sachen rettete er nur seine Instrumente und die Schiffspapiere.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, nachdem es ganz dunkel geworden war, erreichte das letzte Boot glücklich das Schiff. Da Capitain Hovey jetzt mehr als 500 Seelen am Bord seines Schiffes hatte, und nur einen durchschnittlichen Vorrath an Proviant, hielt er es für seine Pflicht, sofort Segel zu setzen, zumal ein eingetretener N. O. Wind eine rasche Reise versprach. Das Schicksal des Herrn Johnson ist ganz besonders zu beklagen, da er ein eben so braver wie guter Seemann und allgemeiner Liebling war.

Worte können die Gefühle der Dankbarkeit, welche die Geretteten für Capitain Hovey empfanden, nicht ausdrücken; nicht nur für seine sofortige und großmüthige Hülfe, sondern auch für seine unermüdelichen Anstrengungen deren Lage so comfortable wie möglich zu machen. Dem Herrn Moore, erstem Steuermann, und den Besatzungen der Boote kann nicht zu viel Lob gespendet werden für deren unermüdeliche Anstrengungen und große bewiesene Kühnheit in der Rettung so vieler Menschen von einem sonst wohl unvermeidlichen Grabe. Den Cajüten - Passagieren der Devonshire, sowohl den Herren wie Damen, ist eben so der wärmste Dank schuldig.

Berlin, zwei Jahre nach der Revolution.

Ein Reisebild, geschrieben im Herbst des Jahres 1850; von G. d'Encard.

Im Verlage der Volksbuchhandlung zu St. Pauli ist obiges Gedicht erschienen, welches in Heine'scher Manier und mit schneidendem Sarkasmus die neuesten Berliner Zustände den Lesern lebendig vorführt und bei den wenigen Stimmen, die sich in Preußen selbst über den Manteuffel'schen Jammer klagend erheben dürfen, ist diese sprechend wahre Schilderung doppelt hochzuschätzen und zu empfehlen.

Durch das Ganze zieht sich jenes Gemisch von bitterer Ironie und tiefgefühlter Klage, welches Werken dieser Art vorzüglich Reiz verleiht.

Der Dichter hat Berlin in den Tagen des Märzes gesehen, wo das Volk sich wie ein Mann gegen langjährige Unterdrückung erhob — und jetzt sieht er es wieder, ärger gemishandelt als je, gekränkt in seinen heiligsten Erinnerungen, von brutaler Constablergewalt darniedergehalten; die stupide Natur des Philisters, der beim Weißbier sich ewig gleich bleibt, gringt dem Dichter auf jedem Schritt und Tritt entgegen, und vor Allem prägt sich diese Misere in einem berufenen Bierhausbesuch des Herrn Ministers selbst aus, der bei Schluder das Volk sucht, welches er angeblich „hinter sich hat“ und welches er hoffentlich einmal wirklich mit dem Rücken anzusehen gezwungen sein wird, so wie es ihm jetzt kalt den Rücken kehrt. — Berlin hat sich sehr verändert, der „Apfelsribe“ vom Genö'armenmarkt ist auch ein Mann der rettenden That geworden und treibt Constablergeschäfte; der Doctorhut wird dem Blödsinn auf die Stirn gestülpt, der demokratische Epidemien entdeckt und die Lieutenants lobsingend dem Belagerungszustande in mäßig richtigem Deutsch. — Alles ist dahin, die ewige Lampe mit ihren witzigen Leuchtkäsern, das Hippelsche Weinhaus mit seinen Umsturzmännern.

Wir wandern mit dem Dichter an all diese Orte und theilen seine Wehmuth, die sich in schönen Worten ausdrückt und die immer nicht ganz den treffenden Witz zu umflören vermag, den der Dichter mit Recht als das echte Kämpferschwert der Demokratie bezeichnet. — Auch nach dem Friedrichshain werden wir geführt, die Schilderung des dort verlebten Abends ist meisterhaft und gehört zu den schönsten Stellen im ganzen Gedicht. Sie kann auch beim Leser ähnliche Träume erwecken, wie beim Dichter selbst, der spukhafte Gestalten am Galgen hängend erschaut, aus denen Johann von Leyden, der Prophet, sich ablöst und den Dichter in die Oper schleppt, wo man ihn zu seinem großen Mißvergnügen als Tenor auftreten läßt, während er doch bei Lebzeiten sich eines guten Basses erfreut. Diese Idee ist eine sehr glückliche; sie gibt Veranlassung zu einer geistreichen Persiflage Jacob Meyerbeers, der zu seiner effectvollen Musik einen so Restabsch-verball-

hornisirten Text gewählt. Der Prophet zieht sich endlich wieder zurück und erwartet bald — mehr hohe Gesellschaft in seinem Walde von Klapperbeinen. Er macht der Nymphe Egeria Platz, die, als Gönnerin aller Poeten, auch unsern einen Blick in manche Mysterien Berlins thun läßt. Da sehen wir seltsame Dinge, christlich-germanische Minister, die in verborgener Loge hübsche Stückchen Erbsünde zu — befehlen suchen, wahrheitsliebende Kollegen Ohm's, die beim Kartenspiel sich betrügen und dabei auf die schlechten Honorare der Neuen Preussischen fluchen, für deren Zuschauer die saubern Herren „enthüllen“. Es ist ein grolles Streiflicht, auf die Schattenseiten des Spree-Athen, bei dem Manchen die Augen übergehen werden.

Endlich kehrt der Dichter Berlin den Rücken, er fährt heimwärts mit einem armen Mädchen, das seines Geliebten Grab auf dem Friedrichshain bekränzt hat und ihm einen fulminanten Aufruf an das Volk eingibt, das so Vieles zu rächen hat und mit dem das Gedicht schließt.

Sowohl die satyrischen, als die ernstern Parthien des Gedichts athmen einen kräftigen, echt demokratischen Geist und das ästhetische Gefühl wird nie vom Dichter verletzt, so derb er auch zu reden weiß. Reich ist er an eigenthümlichen Wendungen, die an Heine's glücklichste Laune erinnern und an fecken Wortbildungen, die den Nagel auf den Kopf treffen.

Wir empfehlen dies Gedicht unsern Lesern bestens; das Berlin, zwei Jahre nach der Revolution, konnte nicht drastischer geschildert werden. Die Woge der Zeit wird einst all diesen Schmutz wegschwemmen, aber literarische Werkzeuge, wie dieses, werden stehn bleiben, um zu zeigen, wie tief die Ebbe war, auf die in näherer oder fernerer Frist die große Fluth folgen wird.

Goldgeld.

Spekulationen über eine allgemeine beträchtliche Entwerthung des Goldes sind nichts neues.

Und dasselbe kann man vom Silber sagen. Im Jahre 1824, während der Wuth für Aktienunternehmungen in allen Bergwerken Mexicos und Südamerikas, welche die Sendung von einigen Millionen Pfund Sterling nach jenen Ländern veranlaßten und so für eine Weile den Strom zurückleiteten, der seit drei Jahrhunderten ostwärts geflossen war, — herrschte ziemlich allgemein eine Furcht vor einer herannahenden Umwälzung in den Werthmaßen. Ein oder zwei Jahre lang schien wirklich ein etwas größeres Quantum edler Metalle als gewöhnlich von Amerika zu kommen, aber man fand sehr bald, daß der anscheinende Ueberschuß wenig mehr sei als das zurückkehrende Geld, das man für die Organisation des Minenbetriebes hinausgeschickt hatte Gegenwärtig wird von vielen Seiten, und nicht ohne Grund, die Ansicht aufgestellt, daß die neue Goldproduktion Californiens, deren Wirksamkeit und Umfang nicht bezweifelt werden kann, endlich den gefürchteten Umschwung wenigstens im Werthe des kostbareren Metalles herbeiführen werde. Bereits ist Holland von der Gold- zur Silberwährung übergegangen, und Großbritannien bleibt das einzige Land, wo große Massen Goldes als Münze in Gebrauch sind. In Frankreich hat schon der hohe Werth, welcher an der Münze dem Silber gegen Gold gegeben wird, bisher letzteres vom Umlaufe ausgeschlossen, obwohl beide vom Gesetze in gleicher Weise als Zahlungsmittel anerkannt werden. Gold circulirt da nur, wo der Verlust, den man bei gewöhnlichen Zahlungen darauf erleidet, mehr als aufgewogen wird durch seine bequemere Transportfähigkeit, und dies hält seinen Umlauf in sehr engen Grenzen. Der kürzliche Wechsel in dem relativen Werthe der beiden Metalle (sei es daß Gold gefallen oder Silber gestiegen ist, was bis jetzt noch nicht mit Sicherheit entschieden werden kann) hat gegenwärtig die goldenen und die silbernen Münzen in Betreff des Werthes auf pari gestellt. Die natürlichen Vorzüge des Goldes kommen daher jetzt zur Geltung. Wenn es im Gebrauche ebenso wohlfeil ist wie Silber, so muß es nothwendig einen sehr bedeutenden Theil des letzteren verdrängen. Fünf Unzen des

kostbareren Metalles leisten etwa das nämliche wie fünf Pfund von dem andern, und man hat keine Veranlassung mehr, die Differenz zu tragen. Seidene Börsen werden an die Stelle leinener Säcke treten, und man wird seinen Kassenbedarf in's Haus holen ohne die Hilfe von Kasträgern. — Diesen Wechsel der Dinge nun wünscht das französische Ministerium nicht, vermuthlich weil es fürchtet, er möge zu weit gehen. Ob er das wird oder nicht, hängt von der Beantwortung nicht einer, sondern mehrerer Fragen ab. Wir haben schon bemerkt, noch kann niemand sagen, ob das sogenannte „Steigen des Silberpreises“ einem relativen Fallen des Goldpreises zuzuschreiben ist, wie die französische und die holländische Regierung annehmen, oder nicht. Es ist augenscheinlich, daß die Zufuhr von Gold sich lezthin vermehrt hat. Aber ebenso augenscheinlich ist, daß der Silberbedarf sich vermehrt hat. Und unglücklicherweise sind die Methoden, welche man zur Untersuchung derartiger Fragen bei andern Waaren gewöhnlich anwendet, bei diesen kaum anwendbar. — Die Art des hier in Frage kommenden Werthes hat augenscheinlich zwei Grundlagen: das Verhältniß des Angebotes zum Bedarfe und die Produktionskosten. Wie viel Geld ist dormalen in der Welt in Gebrauch? Wie viel davon wird jährlich zerstört oder verloren? Welche Vermehrung des Quantums wird durch die jährliche Zunahme der Bevölkerung und ihres Wohlstandes gefordert? — lauter Fragen, welche erst irgend wie beantwortet sein müssen, ehe die Wirkung einer gegebenen Addition zu dem Quantum mit einiger Sicherheit veranschlagt werden kann. Und beinahe dasselbe gilt vom Silber, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Transport des letzteren von Ort zu Ort und somit der vorhandene Vorrath an jedem Plage, weil es im Verhältniß zu seinem Werthe 15 bis 16 Mal so schwer und voluminös ist, nach zuverlässigeren Daten veranschlagt werden kann. — Bleibt noch die Frage rücksichtlich der relativen Produktionskosten. Die amerikanischen Kaufleute, welche Güter nach Californien exportiren, erklären, daß das remittirte Gold nicht ausreicht, um sie zu bezahlen. Es scheint, die Bi-

lanz gegen den neuen Staat ist im Zunehmen. Hieraus wäre zu schließen, daß die von der gesammten Minenbevölkerung verbrauchten Artikel mehr kosten als das von ihnen produzierte Gold werth ist. Wenn nun das produzierte Gold nicht die Bedürfnisse der Goldgräber und der sie bedienenden Personen bezahlt, obwohl dieselben alle möglichen Entbehrungen ertragen und Gesundheit und Leben der größten Gefahr aussetzen, so darf man vernünftiger Weise bezweifeln, ob die Produktionskosten des Goldes wesentlich verringert worden sind. Aber selbst eine solche Verringerung der Produktionskosten angenommen, so muß sie nothwendig andere Quellen der Zufuhr verschließen, indem sie deren Bearbeitung unvortheilhaft macht. Da Gold außerdem unabhängig von seiner Verwendung als Münze allgemein im Gebrauche ist, so muß jede Verringerung seines Werthes unfehlbar seinen Consum erweitern und zwar in Formen, in denen es rascher zerstört wird als in der Gestalt von Münze. In Amerika kommt die Goldmünze in Gebrauch, und der Bedarf wird dort für diesen einen Zweck in den nächsten 20 Jahren nicht unwahrscheinlich größer sein als während derselben Frist in Frankreich, wenn die beabsichtigte Maßregel aufgegeben würde. Wird diese Maßregel verwirklicht, so wird sie schon durch ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung dazu beitragen, den Goldwerth zu drücken und die Befürchtungen, von denen sie eingegeben ist, zu verwirklichen. Sie wird außerdem, wenn das französische Goldgeld „entmünzt“ werden kann, eine weitere Zufuhr auf den allgemeinen Markt werfen, was dieselbe Wirkung haben würde. Als politische Maßregel mag das vorsichtig sein; aber abgesehen davon, daß sie von dem französischen Volke gewisse Vortheile absperrt, die ihm sonst durch den natürlichen Verlauf der Dinge zufallen könnten, müssen wir sie nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse für voreilig halten.

„Sie kriegen sich.“

„Die Bühne ist die abgekürzte Chronik der Zeit,“ sagt Shakespeare, und er hat, wie immer, recht. Wir brauchen das Wesen, den Charakter der Bühnenstücke irgend einer Periode nur aufmerksam zu betrachten, so werden wir stets auch das Wesen, den Charakter dieser Periode selbst darin finden. Wir meinen hier namentlich die Masse der Bühnenstücke, die „Tiefenbacher“ der dramatischen Literatur, die — wie überhaupt die Tiefenbacher — stets am Meisten obenauf waren. Bei Beiden ist es nun die Hauptsache: „ob sie sich kriegen“ und nebenbei: „wie sie sich kriegen,“ und am Letzteren wollen wir vier Perioden unseres Jahrhunderts zu entwickeln versuchen.

Da war zuerst die Periode, wo zum Schluß des Stückes ein Fürst oder ein regierender Erbherr oder dergl. als Deus ex machina auftrat oder sein Incognito abwarf, den Rock aufknöpfte, den Stern zeigte und dann die Heirath befahl oder vermittelte. Nun Kniefall, Handkuß, Lebehoch und — „sie hatten sich.“ Das war die Zeit der noch naiv und einfach festgehaltenen Pietät, des natürlichen Gehorsams gegen die Fürsten, Erbherren und dergl. Die Nachwirkungen der französischen Revolution im Vaterlande, der Krieg mit Frankreich, die Vorenthaltung der während desselben gegebenen fürstlichen Versprechungen hatten aber an dieser Pietät gewaltig gerüttelt; der aufgeknapfte Rock konnte auf der Bühne nicht mehr so recht wirken. Aber die jungen Leute mußten sich einmal doch kriegen. Was war zu machen? Nun, die Zeit ist materiell geworden, man mußte nach schweren Drangsalen die Groschen zusammenhalten, die Industrie bekam neuen Schwung, das Geld trat in eine neue Phase seiner Macht: da erschienen auf der Bühne die Onkels aus Amerika und aus Ostindien. Schon wollten oft die Zuschauer im Parterre das Geld für die unglücklich Liebenden zusammenlegen, damit dieselben nur endlich „sich kriegen,“ damit die lamentable Geldnoth zu Ende sei: — siehe, da kam der amerikanische oder ostindische Onkel mit

mächtigen Geldsäcken, fluchte ein Duzend Mal, schalt gehörig auf die „verrückten Europäer,“ warf die Geldsäcke auf den Tisch und die Liebenden sich einander in die Arme. Man weinte, lachte, man umarmte den Onkel, machte sich dem scheltenden Onkel zu lieb fürchterlich herunter und — „sie hatten sich.“ Dann kam die Zeit des politischen Katzenjammers, auf der die sogenannte moderne Romantik entsprang, mit einigen Reminiscenzen aus der Lotte-Verther-Zeit. Da mußten denn die reichen Onkels als „unausflehliche Spießbürger“ verschwinden und stärkere, packendere Mittel zum „Sich kriegen“ verwendet werden.

Glücklicherweise hatte man in der Physik die Eisenbahnen, die so schöne Gelegenheit zum sich rädern lassen geben, in der Chemie einige sehr populär gewordene Gifte und in der Küche den Kohlenrauch entdeckt. Damit bedrohten nun die Liebenden gegenseitig sich selbst und die gefühllosen, balsstarrigen Vormünder, Tanten und resp. Eltern, bis endlich gegen halb zehn Uhr hin, das: „So nehmt Euch denn!“ herausgefeuzt wurde. Auch das Seilerhandwerk kam in Schwung: gutwillige, romantische Strickleitern wurden der Weg zum Traualtar. Auch der berühmte Hufschmidt an der englisch-schottischen Grenze wurde ein sehr dankbarer Stoff, und die miserablen Bizinalwege begünstigten dabei die Liebenden auf zuvorkommende Weise, indem sie den alten Vormündern und Paschas das Nachsehen recht schadensfroh erschwerten. Es blieb denselben zuletzt doch nichts Anderes übrig, als den Segen des Priesters zu bestätigen und — „sie hatten sich.“

Jetzt aber ist's mit den schlechten Bizinalwegen und der Romantik vorbei, sie ist lächerlich geworden, nur die Nachtigallen und die Berliner „Kreuzzeitung“ sind noch romantisch. Unsere Zeit ist die Zeit des „Darüberhinausseins.“ Wir sind hinaus über die sublimen Begriffe von Kindespietät, Elternsegen, jungfräulicher Weiblichkeit, von der hohen Bedeutung der wahren bürgerlichen Familie. Wir sind hinaus über die Geldnoth; Schulden drücken nicht mehr; der Staat hat Schulden, warum nicht auch der Staatsbürger? Das ist eine po-

litische Errungenschaft. Wir sind genial, was kümmert uns da die höhere Sittlichkeit, die tiefere Wahrheit, die philisterhafte Ansicht von seinem Recht und sittlicher Anständigkeit? Nach diesen Anschauungen wird denn nun auch auf der Bühne das „Sich kriegen“ abgemacht. Wir sehen hier die jungen Leute ohne Weiteres zusammen- und wieder auseinanderlaufen, Gatten und Gattinnen, Jedes für sich in den allerfreiesten Verhältnissen: Das ist „das Recht des Naturgefühls der freien Selbstbestimmung.“ Wir sehen dort, wie man auf ganz gemüthliche Weise sich gegenseitig belügt, betrügt, und die Kleinen, unschuldigen Rettungsmittel des Besorgens, Spionirens, Brieferebrechens u. s. w. — je nun, wer wird darin Unsitlichkeit erblicken?! Darüber sind wir hinaus, dafür ist unsere Zeit die Zeit des Darüberhinausseins. Enlin: „Sie kriegen sich,“ sie müssen sich kriegen, wenn es nur lustig oder rührend ist.

Das sind die vier Perioden des neunzehnten Jahrhunderts: der Stern, der Dinkel, die Strickleiter mit den andern Utensilien und — die Genialität. Shakespeare hat Recht: „Die Bühne ist die abgekürzte Chronik der Zeit.“

Ein Vergiftungs-Prozeß

gegen den Pfarrer Gothland von St. Germain und die Frau du Sablon ist jetzt vor dem Assisenhofe zu Angoulême nach beinahe achttägigen Verhandlungen beendet worden. Der Prozeß erregte in Angoulême eine namenlose Aufregung; die Geistlichkeit scheint alles aufgeboten zu haben, um den angeklagten Priester zu retten, und wie bei dem Prozeß Leotade hatte die Justiz fortwährend gegen ein combinirtes System der Entlastungszeugen anzukämpfen. Die Anklage beruhte, kurzgefaßt, auf folgenden Ereignissen: Am 20. December 1849 starb die Magd des Pfarrers Gothland nach einer Krankheit von 8 Tagen, während welcher sie an furchtbaren Erbrechen gelitten hatte, und ward auf Betreiben des Pfarrers, angeblich des unerträglichen

Geruches wegen, schon Tags darauf in aller Frühe beerdigt. Der Pfarrer theilte den Todesfall dem Sohne der Verstorbenen schriftlich mit, gab aber einen falschen Tag des Ablebens an. Der Sohn hatte früher von seiner Mutter gehört, ihr Herr lebe in ehebrecherischem Umgange mit Madame du Sablon; sie habe das schuldige Paar belauscht und habe dem Pfarrer in der Hitze eines Wortwechsels zu verstehen gegeben, sie wisse etwas, was ihn ruiniren könnte. Drei Wochen nachher erfuhr er die ganz plötzliche Nachricht von ihrem Tode; nicht einmal daß sie schwer erkrankt sei hatte man ihm angezeigt, den Tag ihres Ablebens aber, wie er bald inne ward, falsch angegeben. Dies machte ihn argwöhnisch; er drang auf Untersuchung, und die vorgenommene Leichenschau ergab allerdings die unzweideutigsten Spuren einer Arsenikvergiftung, und zwar einer langsamen, successiven, wie die Sachverständigen erklärten. Auf die erste Nachricht von diesen gerichtlichen Proceduren und von der darauf folgenden Verhaftung Gothland's machte Herr Sablon den schon erzählten Versuch, sich, seine Frau und seinen Sohn durch Kohlendampf zu ersticken. Der unerwartete frühe Besuch einer Freundin vereitelte diesen Versuch, und Frau du Sablon ward nun auch eingezogen. Ihr Mann ist Arzt; er hatte einen Vorrath Arsenik, über den er genau Buch führte, im Hause, und man fand bei der Haussuchung, daß an diesem Vorrathe ein bedeutendes Quantum fehlte. Es wurde ferner durch Zeugenaussagen festgestellt, daß der Pfarrer und Frau du Sablon die Sterbende gepflegt und daß namentlich ersterer ihr mehrmals weißen Wein mit „gestoßenem Zucker“ zu trinken gegeben hatte. Dem Pfarrer wurden verschiedene frühere Verhältnisse mit Frauenzimmern nachgewiesen, und der Frau du Sablon einige leichtsinnige Agacerien gegen junge Leute, welche wenigstens ihrem Umgange mit Gothland den Einwand der Unwahrscheinlichkeit nahmen. Die Bertheidigung stützte sich vornehmlich auf den Umstand, daß die Magd lebensüberdrüssig gewesen sei und sich wahrscheinlich selbst umgebracht habe, allein, obgleich die Entlastungszeugen zum Theil ersteren Umstand bekräftigten,

so sprach doch namentlich das Gutachten der Techniker und der Umstand, daß niemand nachweisen konnte, woher die Verstorbene das Arsenik hätte nehmen sollen, entschieden gegen diese Annahme, der außerdem alle unverdächtigen Zeugen lebhaft widersprachen. Die Geschworenen haben den Pfarrer schuldig gefunden, Frau du Sablon dagegen freigesprochen. Ersterer, der übrigens feierlich seine Unschuld betheuerte, ward vom Gerichtshofe zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt.

Handbuch der Hygiene,

von Desterlen.

Vor länger als fünfzig Jahren erschien Hufeland's Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Seit dieser Zeit haben die Naturwissenschaften auf jedem ihrer Gebiete eine vollkommene Umwälzung erfahren. Mit ihnen ist die Medizin eine völlig andere geworden! Die alte geheimnißvolle Heilkunde mit ihren tausend Mitteln und Mittelchen, mit ihrem „alle zwei Stunden einen Eßlöffel“ ist freilich noch lange nicht aus ihrer Herrschaft völlig verdrängt, aber sie verliert doch von Tag zu Tag mehr Boden. Die Menschen von heute mögen nicht mehr blind den Autoritäten glauben. Der vielverbreitete Gesundheitskatechismus des alten ehrlichen Hufeland, so nützlich und brauchbar derselbe für seine Zeit war, paßt nicht mehr für die unsere. Nur Frauen und allenfalls Männern, die sich nicht auf Gründe einlassen und „wären sie so billig wie Brombeeren“ genügt solch ein Hufeland'scher Gesundheitskatechismus und die unzähligen Nachahmungen desselben.

Denkenden Männern steht es jetzt nicht mehr an, sich Gesundheitsregeln vom pythischen Dreifuß herab vororakeln zu lassen. Sie entbehren auch gern die fromme Moralbrühe, mit der diese Lehre übergossen wurde, wenn ihnen statt dieser der Einblick in die Gesetze der Natur, in das „Wie und Weshalb“ eröffnet wird. Wie die

Medizin vor fünfzig Jahren von der von heute, so unterscheidet sich von den bisherigen Gesundheitskatechismen Desterlen's Hygiene. Dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften vollkommen entsprechend, zeichnet sie die Natur in ihren tausendfach verschiedenen Bezügen zum einzelnen Menschen, wie zu größern Volksmassen mit großer Klarheit. Mit ungewöhnlicher Sachkenntniß sind die Einwirkungen der socialen und politischen Verhältnisse — soweit die erste Lieferung reicht — auf das Leben und die Gesundheit entwickelt. Die Abhängigkeit dieser Verhältnisse, wie der ganzen Lebensweise eines Volkes von der umgebenden Natur ist scharf hervorgehoben. Ohne vielen im Doktorenimperativ abgefaßten Gesundheitsregeln zu begegnen, findet Jeder, der zu lesen versteht, doch leicht das für ihn Brauchbare und Nützliche heraus. Denen, deren Beruf es ist, für die Erhaltung der Gesundheit größerer Menschenmassen zu sorgen, wird dies Buch vor allen eine erfreuliche Erscheinung sein; denn es nimmt, wie es unsere Zeit im Gegensatz zur eben vergangenen verlangt, weniger Rücksicht auf das Individuum, als auf das ganze Volk.

Um einen Blick in das Buch selbst thun zu lassen, führe ich hier ein paar Reihen aus demselben an, die den Bewohnern unserer norddeutschen Marschen von Interesse sein dürften.

„Je näher der Sumpf, der Quell der Miasmen, um so intensiver scheint auch ihre Einwirkung sein zu können. Dasselbe gilt im Allgemeinen von den tiefern Luftschichten, indem sich in solchen die miasmatischen Stoffe vielleicht schon wegen ihrer Schwere in relativ größerer Menge anhäufen mögen, obgleich sie auch höher gelegene Orte infiziren können, bald mehr, bald weniger hoch, je nach der Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre, der Luftströmungen u. s. w. In allen Sumpfigenden leiden die Bewohner der niedrigst gelegenen Orte — zumal bei mangelhafter Luftströmung und Ventilation — in ungleich stärkerem Grade, als in höheren, luftigeren Gegenden, z. B. in tief gelegenen Quartieren einer Stadt mehr als in dicht anliegenden Höhen; ja in den unteren Stockwerken eines Hauses können alle Wirkun-

gen der Sumpflust eintreten, während die oberen gesund sind (z. B. in einigen Quartieren Roms, in Korsika, Algier).“

Die Erfahrung, die Desterlen hier mittheilt, findet ihre Bestätigung auch in unsern Marschen. Die hochgelegenen Theile derselben sind die gesündesten. Die hoch aus der Erde heraus gebauten Häuser haben stets die geringste Krankenzahl. Ich kenne z. B. ein Pfarrhaus in unsern Marschen, das hoch aus der Erde heraus gebaut ist. Die Bewohner desselben blieben häufig von allen epidemischen Krankheiten verschont, während alle ihre Nachbarn, die in niedriger gelegenen Häusern wohnten, mehr oder minder stark erkrankten. Verständig wäre es, wenn diejenigen Marschbewohner, deren Mittel es erlauben, diesen Wink benutzen.

Goldschmidt.

Schleswig-Holsteins Farben.

Die Fahne ruft! Seht Ihr sie dort wallen?
So ernst, so hehr, die Treue hält Wacht —
Ein leuchtender Stern in der Freiheit Hallen,
Ein Pharus dem Wanderer in finst'rer Nacht.

Aus Licht und Morgenroth ward sie gewoben,
Der Himmel gab ihr sein schönstes Blau;

Von tapferen Herzen gesegnet — erhoben —
Geweih't mit heiliger Thränen Thau.

Nicht Siegesjubel hebt ihre Schwingen,
Nicht sonnig flimmert's im Blau — Weiß —
Roth.

Sie schaut nur Schmerzen und angstvoll Ringen,
Des Kampfes Preis ist Blut und Tod.

Ob drohende Blitze ihr Haupt umzittern,
Ob Stürme brausen rings um sie her —
Nur stolzer rauscht sie in Ungewittern
Verklärt steht sie da im Flammenmeer.

O, fühlt Ihr's, wie bang hier die Herzen
schlagen
Für Ehre, Freiheit und Vaterland?
Es klingt durch die Lust, wie Todtenklagen,
Blist auch das Schwert noch in starker Hand.

Und tönt dann der Schlag der ersten Stunde,
Des letzten Kampfes um der Freiheit Hort,
Dann flüstert man leise mit bebendem Munde:
„Das Grab der Freiheit gräbt man dort!“

An der Eiche fährt schmetternd ein Strahl
hernieder,

Der Holste sinkt, es neigt sich der Tag,
Die Fahne umhüllt des Sterbenden Glieder,
Kind, wie ein Engelsflügel Schlag.

Doch nächtlich, da regt sich ein Geisterwehen,
Es flammt um die Gruft, wie Frührothschein,
Die Fahne hebt sich, um neu zu erstehen,
Ein Rächer und Herold der Freiheit zu sein.

Feuilleton.

Französische Stimmen über die Deutschen Wirren. Altwater Molé, der Senator des Kaiserreichs, der Pair der Restauration, der Minister der Julimonarchie, führte in den Abtheilungen der Kammer den Reigen der „Désillusionnés,“ die sich über die dumme Unschuld eines Volkes wundern, welches bereit ist für seine Freiheit und sein Recht Haus und Hof zu verlassen und sich feindlichen Batterien in den Wurf zu stellen. Mit vornehmer, eines Talleyrand würdiger Weisheit warf er den Repräsentanten die Ansicht hin, daß, wenn es doch einmal zum Kriege kommen sollte, ein dynastischer Krieg wünschenswerther sein dürfte als ein

Prinzipienkrieg. Man glaube nicht, das solle ein geistreiches Paradoxon sein; es ist der bitterste Ernst. Es ist die wirkliche Meinung, daß das einzige Element, welches die Gräueltaten des Krieges entschuldigen kann, nämlich der tiefe Entschluß eines Volkes, um den Preis ungeheurer Opfer seine kostbarsten Güter zu wahren oder irgend ein großes Prinzip weltgeschichtlicher Entwicklung zu verschonen, daß gerade dies einzige berechnete Element in den Bann gethan werden soll. Der aus Höflichkeitsrücksichten unternommene polnische Erbfolgekrieg Ludwig's XV., die um eines Versailler Fensters willen eingeleiteten Feldzüge des Marschalls

Louvois, das sind die Muster decenter und entschuldbarer Kampfführung. Ein Prinzipienkrieg, ein Krieg wie er Hellas gegen Persien schleuderte, wie er Deutschland und Spanien gegen Napoleon entflamte, das ist der Gipfel kindischer Albernheit.

Neben dieser Blasirtheit erscheint Graf Montalembert noch äußerst achtbar. Die andern sind nur um ihr bequemes Leben in Sorge; er sagt doch offen heraus, daß er für Oestreich betet, weil Oestreich die Jesuiten schirmt. Das ist wenigstens ein höherer Gedanke. Von seinen Kollegen schien keiner eine Ahnung davon zu haben, daß Frankreich in dem drohenden Weltkampfe eine andere Aufgabe zu erfüllen habe als die des Strandjägers, der ruhig am Ufer sitzt und den Schiffbrüchen zuschaut, harrend ob die Wellen ihm nicht einige Trümmer der Bracke an's Land werfen. Herr Odilon Barrot theilt uns mit vollkommener Seelenruhe mit, daß er von unserer Einheit nichts wissen will, daß er gerade ein zersplittertes Gemeinwesen, „un Etat multiple“ an Frankreichs Grenzen wünscht, was ungefähr ebenso weise ist als wenn ein Privatmann wünschte, daß sein nächster Nachbar möglichst viel Schießpulver in seinem Hause ausspeichere. Aber das ist einmal jener Aberglaube des alten Systems, daß ein Volk nur, wenn seine Nachbarn im Staube liegen, aufrecht stehen könne. Am besten von allen zog sich Herr Gustav de Beaumont aus der Sache. Er ist sehr liberal; er gehört sogar zum Tiers-parti; er spricht das Wort Republik mit Geläufigkeit aus und blickt gewiß mit unermesslicher Verachtung auf den guten Montalembert herab, der noch an Himmel, Hölle und Fegefeuer glaubt. Aber er trifft mit dem frommen Grafen doch auf einem Punkte zusammen; er liebt und bewundert wie jener das östreichische Regiment. Er ist selbst Gesandter in Wien gewesen, und er darf daher ein Wort mitreden. Er kann seine Landsleute versichern, daß Oestreich wirklich ein ganz Charmantes Land ist, außerordentlich freisinnig, gar nicht mehr das alte Oestreich, und er wundert sich, daß man so albern sein kann, in Preußen durchaus den Staat des Fortschrittes sehen zu wollen.

Die einstimmige Ansicht aller dieser Herren geht dahin: so lange in Deutschland blos Prinzipien der höheren Ordnung, als Freiheit, Gerechtigkeit und ähnliche Bagatellen in Gefahr sind, schultert Frankreich das Gewehr; sobald sich aber zeigt, daß ein einiges Deutschland aus dem Kampfe hervorzugehen droht, wird thätlich eingeschritten. Der Minister des Auswärtigen hat die Commission versichert, daß die Regie-

rung diese Ansicht vollkommen theilt. Frankreich denkt nicht daran, dem Vorwärtsspringen des russischen Einflusses nach Westen hin auch nur durch eine Demonstration entgegenzutreten; man ist von dem hohen Gerechtigkeitsgeföhle und der weisen Mäßigung des Kaisers Nikolaus, dieses erhabenen Schirmherrn der konservativen Interessen, auf das Innigste durchdrungen. Im Berichte des Herrn Remusat finden wir folgende interessante Notiz: „La neutralité de la Russie a été notifiée dans un document authentique; la situation est prise, l'engagement contracté.“

Rußland hat bekanntlich noch immer seine Versprechungen gehalten, Frankreich kann also ruhig schlafen geben.

Der Kriegsminister Schramm in Frankreich

ist der Sohn eines Elsfäfers, welcher in der Jugend Gänse gehütet hatte, nachher in Dienst der Republik ging und sich zum General aufschwang. Dieser war verständig genug, sich nicht seiner Herkunft zu schämen. Eines Tages ritt er, umgeben von seinem prächtigen Generalstabe, durch seinen Geburtsort, und da er gerade auf der Stelle ankam, wo er in seinen Knabenjahren die Gänseherde zu weiden pflegte, befand sich auch eine große Schaar von diesen Gästen dort und diese begannen bei Anblick des Juges auf die lärmendste Weise zu gackeln. Da sagte der General Schramm zu einem seiner Nächsten: „Ich glaube, meiner Seele, daß die Thiere dort mich wieder erkennen.“ — Der Sohn, der jetzige General, machte sich durch den Erfolg bekannt, womit er unter Ludwig's Regierung einige Auf- ruhrsversuche unterdrückte und wurde dafür 1832 zum Divisions-General ernannt.

Eine Dieberei. Königsberg ist in jüngster Zeit der Schauplatz einer recht seltsamen Diebsgeschichte gewesen. Eine nicht gerade unbemittelte Näherin fand, Abends nach Hause kommend, ihre Wohnung ausgeräumt. Vergebens war ihr Forschen nach den Dieben. Acht Tage später fand sie einen Zettel an der Hausthüre befestigt, auf dem bemerkt war, daß ihre Silber- und Goldsachen von den Dieben bei einem bekannten Diebshehler versetzt seien, und daß sie am nächsten Freitag nach der polnischen Kirche gehen möge, wo ein Brautpaar getraut werden würde. Der Bräutigam werde einen aus dem ihr gestohlenen Tuchmantel gefertigten grünen Rock, die Braut das ihr gestohlene seidene Kleid und die Brautjungfern ihre kattenen Kleider tragen. Die Näherin machte sofort

einem Polizeibeamten Anzeige, und dieser schickte an dem bezeichneten Freitag einen Gensd'arm in Civil mit der Näherin in die Kirche. Man fand hier Alles so, wie der Zettel es angegeben hatte; auch die Brautjungfern in den Kattunkleidern der Näherin fehlten nicht. Der Gensd'arm, welcher in den Personen dieses Hochzeitszuges sogleich bekannte Observaten erkannt hatte, befahl den Kutschern iusgeheim, nach der Trauung sogleich nach dem Inquisitionat zu fahren. Als die Trauung vorüber war, bat der Gensd'arm, mit in den Wagen steigen zu dürfen. Das wurde ihm gewährt, und bald bielten die Neuvermählten vor dem Gefängniß, das trotz alles Sträubens sowohl die Hochzeiter wie deren Gäste zwischen seine nackten Wände aufnahm.

Der Prinz v. Capua, Bruder Sr. neapolitanischen Majestät, ist hier gestern Schulden halber verhaftet worden. Seine schöne Gattin Benelope Smith hatte bei der bekannten Modehändlerin Lenormand eine Rechnung von 48,000 Fr. auslaufen lassen; Madame Lenormand ist seitdem fallit geworden, und die Curatoren der Masse haben einen Haftsbefehl gegen Se. kön. Hoheit erwirkt. Der Prinz hielt in seinem Hotel eine förmliche Belagerung aus, der die Huissiers jedoch durch die Hilfe eines Schlossers rasch ein Ende machten. Der Enkel Ludwig's XIV. ward von gemeinen Häschern in den Schuldthurm der Stadt Paris abgeführt. Indessen hatte der Ober-Huissier die Rücksicht gegen den erlauchten Schuldner so weit getrieben, die Execution in weißen Glacéhandschuhen vorzunehmen. *Tout ce qu'on voudra!* Mit Einwilligung der Curatoren ward dem Prinzen noch eine Frist von 24 Stunden in Hausarrest bewilligt, da er erklärte, er erwarte bedeutende Wechsel von Neapel.

Bürger's Enkelinnen in Leipzig. In Leipzig leben zwei Enkelinnen Gottfried Bürger's. Molly's und des Dichters Sohn, August Bürger, war in Naumburg, in Leipzig Buchhändler; das Glück war ihm nicht hold, Wittwe und Töchter sind seit einer Reihe von Jahren auf ihrer Hände Fleiß verwiesen. Ein Epigone deutscher Literatur, der Bürger's Leben zum Inhalte eines Drama machte, S. H. Mosenthal in Wien, glaubt den Nachkommen des Dichters einen Tribut schuldig zu sein; er bestimmt einen Theil vom Ertrag seines Stückes: „Ein deutsches Dichterleben“ den Enkelinnen Molly's. Er hat das ihm in Hamburg zugefallene Benefiz von der achten Vorstellung seines

Drama, sowie den dortigen Ertrag einer besondern Aufführung zu diesem Zwecke bestimmt. Mehrere Bühnen, welche das Stück einstudiren, sind zu gleicher Betheiligung an diesem Werke der Pietät aufgefordert. Der Leipziger Direktion ist vom Dichter unter Verzichtleistung eines Theils seines Honorars der Vorschlag gemacht, eine der drei ersten Vorstellungen den Enkelinnen Gottfried Bürger's zu widmen. „Europa.“

Die Choristin des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zu Berlin, Auguste Zech, ein erst 16 Jahr altes, durch ihre Schönheit bekanntes junges Mädchen, ist vor Kurzem in einer sogenannten möblirten Stube in der Charitéstraße zu Berlin vergiftet gefunden worden. Jedenfalls ist sie das Opfer eines Liebesverhältnisses mit einem brotlosen Schauspieler Namens Hennesfuß geworden, mit dem sie die letzten Tage ihres Lebens zugebracht. Nachdem sie Gift empfangen, hat dieser sie hilflos liegen lassen, bis man sie todt gefunden. Nachdem er einen Tag lang umhergeirrt, hat er sich unter falschem Namen in ein Berliner Hotel eingemietet und auch Gift genommen, so daß er früh krank im Bette gefunden wurde. Er hat aber nur eine so geringe Quantität verschluckt, daß er wahrscheinlich nicht sterben wird. An seinem Bette sind Spuren von versuchter Brandstiftung bemerkt worden. Die Motive der beiderseitigen That sind nicht aufgeklärt. Dieser Vorfall hat in Berlin große Theilnahme erregt.

Kinkel — frei! In Bonn sind zwei Briefe von Gottfried Kinkel eingetroffen, einer an seine Gattin, der andere an die Eltern seines Befreiers. Kinkel selbst wünscht, daß seine Worte verbreitet werden, und deshalb möge die Hauptsache seiner Mittheilungen hier ihre Stelle finden. „Ja, es ist wahr!“ — schreibt er in seinen Briefen, datirt: „An der See, im November“ — „ja, es ist wahr: Karl (Schurz) hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Muth, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens, das bei einer so harten Behandlung täglich mehr in Gefahr kam. Auf was für Art dies alles geschehen und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich ihnen noch nicht schriftlich erzählen. . . . Was mich betrifft, so ist Karl noch gerade zur rechten Zeit gekommen; denn noch befände ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn würden

auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen hörten, daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch immer nicht verloren habe. Sagen Sie das allen denen, die in Bonn und in der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu geblieben sind. Sagen Sie es ihnen, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedente, bis ich für all die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Leidens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich alle meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der tiefen Gefängnisnacht niemals auch nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzagt bin, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewisser Hoffnung in die Zukunft..... Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gelungen war, als Er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual, an seine Brust gelehnt, in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen den dunklen märkischen Fichtenzwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wiedergeschenkt, gränzenlosem Elend entflohen, werde ich erst — wenn volle Sicherheit in England mich umgibt und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht — vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allen der meines Freundes schuldig geworden bin! Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat; denn auch außer den Demokraten haben noch Viele mir ihr Herz innig zugewandt, welche von einer so harten Behandlung empört waren, und diese Alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat....“ Zur Erklärung nur noch die Bemerkung, daß der oft genannte Befreier, Karl Schurz, ein früherer bonner Student ist, welcher, Kinkel begleitend, wegen des Zeughaussturmes in Siegburg flüchtig wurde, in dem Generalstabe der pfälzer Revolutions-Armee wieder auftauchte, später in der Schweiz ein sicheres Asyl fand, sich aber durch kein Hinderniß zurückschrecken ließ, mit persönlicher Gefahr sich nach Preußen zu begeben, um dort, selbst geächtet, das große Werk der Befreiung zu versuchen und glücklich zu vollbringen.

Scribe's neuestes Lustspiel.
Glückliches Paris! Glückliches Volk, das wie die Winger, die ihre Hütten am Besuv gebaut, unbekümmert darum, daß sie alle Augenblicke von einer glühenden Lava überströmt werden

können, sorglos seine Feste feiert. Die Aufführung eines neuen großen Intriguenstückes von Scribe, das lang erwartet Les contes de la reine de Navarre, welchem auch Legouvé, der schon der Adrienne Lecouvreur sein Talent widmete, einige glückliche Inspirationen lieh, war in der That ein Fest und wurde wie ein solches vom théâtre français und seinem Publikum begangen. Dies Publikum holte sich diesmal nicht an der Kasse seine Plätze, denn lange vorher waren dieselben unter die Celebritäten der großen Stadt vertheilt worden, deren es so viele gibt, daß der schöne Saal, in Weiß, Purpur und Gold schimmernd, damit gefüllt werden konnte. Von derselben ernstigen Eleganz wie der Saal waren denn auch die Gäste und von gleich europäischer Bedeutung. Viele von den vierzig Unsterblichen, den Kollegen Scribe's, waren anwesend, wie Alfred de Vigny, Ch. de Remusat, Sainte-Beuve, Molé, Victor Hugo &c.; ferner die schönsten und berühmtesten Frauen, und dies seine, glänzende Auditorium gestaltete sich doch nur zu einem furchtbaren Tribunal für ein junges zitterndes Mädchen. Ein Frä. Madelaine Brohan, das nie früher die Bühne betreten, sollte wagen, was man bei uns einen ersten Versuch zu nennen pflegt, was aber auf jenen berühmten Brettern leicht zu einer ersten und letzten Tollkühnheit werden kann. Eine doppelte Spannung kündigte sich im Saale mit jenen eigenthümlichen Zeichen und Lauten an, welche die Sprache einer versammelten Menge von elegantem Anstrich sind. — Der Vorhang geht in die Höhe; man befindet sich in Madrid, am Hofe Kaiser Karl's V., der Kaiser hütet den König Franz I. von Frankreich als Gefangenen nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Pavia. Die Versuche, welche der französische Hof macht, um den König zu befreien, an der Spitze seine Schwester, die schöne Margarethe von Navarra, die Verfasserin noch jetzt berühmter, aber etwas leichtfertiger französischer Novellen, die Intriguen, die zu diesem Zwecke gesponnen werden müssen, bilden den vielverschlungenen Inhalt des fünftägigen Stückes. Margaretha setzt alle Künste der Verführung, der süßesten Schmeichelei in Bewegung, um bis auf den Kaiser selbst Alle für sich zu gewinnen, und sie erringt damit, ihren Bruder wenigstens sehen zu dürfen. — Franz I. ist so gedemüthigt von seiner Gefangenschaft, daß er sich entschlossen hat, Hungers zu sterben. Margaretha kömmt und diese Absicht errathend, weiß sie dem Bruder, bald ihm von seiner Mutter, Louise von Savoyen, bald von seinem kleinen Sohne sprechend, vor Allem aber von den schönen

Frauen seines Hofes, von welchem sie ihm zärtliche Nachrichten bringt, allmählig zu bewegen, das Fasten aufzugeben, er kann nicht widerstehn, mit ihr zu trinken, seine Erinnerungen zu feiern. Diese ganze Scene soll von einem wunderbaren Effekte sein. Mit der seltensten Vollendung von der Brohan gespielt, hat sie mit dem Erfolg des Stückes auch den der jungen Schauspielerin für immer begründet. — Ein Fluchtversuch mißlingt, durch die plötzliche Erscheinung des Kaisers Karl V. selbst, was zu einer Scene Veranlassung gibt, in welcher den übrigen Effekten des Stückes sich noch eine wirksame Appellation an das französische Nationalgefühl beigesellt. — Wenn nicht die effektivste, doch die dramatischste, alle Geschicklichkeit der Hand Scribe's im Anknüpfen und Verschlingen der Fäden verrathende Scene mag jene sein, welche auch dem Stück den Namen gegeben hat. Margaretha hat eine neue Geschichte erfunden, eines der reizendsten ihres „Septameron“. Sie bittet Karl V., die Erzählung „Ce qui plait aux Dames“ betitelt, an ihre Mutter senden zu dürfen, was Jener mit aller erdenklichen Höflichkeit bewilligt. Das verschmißte Weib weiß jedoch der Erzählung eine Abdankungsakte Franz I. zu Gunsten seines Sohnes unterzuschreiben, wodurch die ganze Gefangenschaft eine nichtige für den Kaiser würde, da er statt des Königs nur einen einfachen Edelmann in der Gewalt hätte. Ganz allerliebste wendet sich nun die Scene, in der der Kaiser selbst die Depesche segelt, welche die wichtige Akte enthält und seinem Courier zur Besorgung übergibt. Auch diese Intrigue mißlingt, andere schlingen sich daran bis zuletzt, wie gewöhnlich bei Meister Scribe, die Verwicklung in dem Augenblicke, wo sie am unentwirrbarsten scheint, sich auf die einfachste Weise von der Welt löset.

Die Industrie-Ausstellung aller Nationen und die Leipziger Illustrierte Zeitung. Die Industrie-Ausstellung aller Nationen soll mit einem Blicke die Quellen des Reichthums der Welt, die Früchte des Unternehmungsgeistes von Jahrhunderten, die tausendfältige Anwendung der Kunst auf die Gewerbe, und die Wunder der Mechanik und der Chemie, welche des Menschen erfinderischer Geist und sein rastloses Forschen hervorgezaubert aus den Schwächen der Wissenschaft, um seine Arbeit zu erleichtern und seine Hilfsmittel zu vergrößern, vor die Augen von Millionen bringen. Sie dient daher Allen als ein Sporn zu erneuten Anstrengungen und bildet den Ausgangspunkt eines großen Wettkampfes, aus welchem

das ideenreichste Volk als Sieger hervorgehen wird.

Darum wächst auch mit jedem Tage die Spannung, welche der großartige Gedanke der Industrie-Ausstellung aller Nationen hervorgehoben hat. Jedermann ist begierig zu erfahren, was nach allen Richtungen hin geschieht: was die Engländer und was die Franzosen vorbereiten? was die Amerikaner zu liefern denken? was aus Indien kommen wird? was in unsern Eisen- und Glasbütten, Porzellan- und Thonwaarenmanufakturen, Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Strumpfwaarenfabriken, Werkzeug- und Maschinenbauanstalten geschieht? wie es mit der Industriehalle, diesem Glaspalaste, vorwärts geht? wann sie fertig sein und ob die Ausstellung wirklich ein so großes, schönes Schauspiel der Weltindustrie werden wird, wie man von allen Seiten hört?

Alle diese Fragen will die Leipziger Illustrierte Zeitung beantworten. Sie wird von Woche zu Woche das wachsende Interesse zu befriedigen suchen, das sich an die große Industrie-Ausstellung knüpft, wie sie schon seit Beginn der Vorkehrungen für dieselbe allwöchentliche Berichte über den Fortgang dieses großartigen Unternehmens gegeben und alle Nachrichten zusammengestellt hat, welche für den Industriellen, wie für den Freund der Gewerbe und Künste wissenstwerth erscheinen; sie wird nicht nur einen eigenen technisch gebildeten Berichterstatter nach London senden, sondern auch ihre Berichte mit Abbildungen der vorzüglichsten Ausstellungsgegenstände begleiten.

Wir sind von der Redaktion der Illustrierten Zeitung ersucht worden, zur vollständigeren Erreichung dieses Zweckes alle Industriellen in unserm Leserkreise, welche die Industrie-Ausstellung beschicken wollen, aufzufordern, die Zeichnungen derjenigen Gegenstände an sie einzusenden, welche nach London bestimmt, theils durch Neuheit der Construction, theils durch industriellen Werth im Stande sind, Zeugniß von dem Standpunkte des betreffenden Industriezweiges abzulegen; sie wird dieselben durch ganz besonders hierzu befähigte Künstler in ihrer lithographischen Anstalt unter Leitung von Herrn Ed. Kresschmar ausführen lassen, und wird um so größere Sorgfalt auf die Schönheit des Holzschnitts verwenden können, je früher die Zeichnungen in ihre Hände gelangen. Ja sie wird die Abbildungen von solchen Gegenständen, deren Veröffentlichung dem Interesse der Aussteller nicht zuwiderläuft, in der Reihenfolge wie sie eingesendet werden, selbst noch vor Eröffnung der Ausstellung erscheinen lassen, und so die

Ausstellung früher eröffnen, als die Pforten des Londoner Industriepalastes sich aufgethan haben.

Es bedarf keines nähern Eingehens in die Vortheile, welche aus einer solchen Veranstaltung für die Aussteller erwachsen müssen: es wird denselben damit das Mittel geboten, den Zweck, welchen sie mit der Ausstellung ihrer Erzeugnisse verbinden, in noch weiterem Umfange und in erhöhtem Maße zu erreichen, und während auf der Ausstellung selbst bei der ungeheuren Masse von Erzeugnissen aller Art die Wahrscheinlichkeit eines Uebersehens einzelner Gegenstände nabeliegt, werden sie dagegen in den Abbildungen und Beschreibungen der Illustrierten Zeitung bei deren Verbreitung in fast allen Ländern der Erde zur allgemeinsten Kenntniß gebracht.

Aber auch für Nichtaussteller werden diese illustrierten Berichte, welche ein Musterbuch der Künste und der Gewerthätigkeit aller Nationen bilden, die ihre Erzeugnisse der Prüfung und Beschauung ausgestellt haben, von hohem Nutzen, von unschätzbarem Interesse sein, indem sie eine Geschichte des Fortschritts der Künste und Gewerbe geben, wie noch kein Volk sie aufzuweisen hat.

Und wenn es nicht Allen vergönnt ist, die Schätze des Industriepalastes selbst in Augenschein zu nehmen, so wird doch die Illustrierte Zeitung Allen den Vortheil bieten, sich die Früchte der Industrie-Ausstellung aller Nationen zuzueignen, indem vom Neujahr 1854 ab und für die Dauer der Ausstellung ein vierteljähriges Abonnement zu Zwei Thalern auf die Illustrierte Zeitung eröffnet werden wird.

Englische Abgaben. Die jährlichen Zinsen der großbritannischen Nationalschuld, welche buchstäblich als ein Kriegsvermächtniß des Landes zu betrachten ist, belaufen sich auf 28 Millionen £ (Pfund Sterling), so daß auf jeden Einwohner, Mann, Weib und Kind, in dem vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland, ungefähr 1 £ kommt. Folgende angeblich aus der Feder des sel. Sidney Smith geflossene Schilderung veranschaulicht in wenigen Zügen die Aus- und Abgaben, welche jeder Engländer jener Kriegshinterlassenschaft zu verdanken hat. — „Abgaben für Alles, was in den Mund geht, den Rücken bedeckt oder unter die Füße kommt; Abgaben für Alles, was angenehm zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu riechen oder zu schmecken ist; Abgaben für Wärme, Licht und Ortsveränderung; Abgaben für Alles, was auf Erden ist — Abgaben selbst für das

Wasser unter der Erde; Abgaben für Alles, was aus der Fremde kommt, wie für Alles, was auf heimatlichen Boden gewachsen ist; Abgaben für die rohen Stoffe selbst, so wie für jeden neuen Werth, der ihnen durch menschlichen Kunstfleiß gegeben wird! Abgaben für den Absund, welcher den Appetit des Menschen verdirbt, wie für die Medizin, welche ihm die Gesundheit wiederschenkt; Abgaben für den Hermin, welcher den Richter schmückt, wie für den Strick, mit dem der Verbrecher gehängt wird; Abgaben für das Salz des Armen und für die Gewürze des Reichen; Abgaben für die Messingnägeln zum Sarge und für die Bänder der schmucken Braut. — Für Bett und Tafel, für Aufstehen und Schlafengehen muß er seinen Tribut entrichten. Der Knabe peitscht seinen besteuerten Kreisel; der bartlose Jüngling tummelt sein besteuertes Ross mit einem besteuerten Zügel auf einer besteuerten Straße, und der sterbende Engländer gießt seine mit 7 pCt. besteuerte Medizin in einem mit 15 pCt. besteuerten Löffel, sinkt dann zurück in sein mit 22 pCt. besteuertes Zibbett, macht sein Testament auf einem mit 8 £ besteuerten Stempelbogen und verscheidet in den Armen seines Arztes, welcher 100 £ für das Privilegium gesteuert hat, ihm beim Sterben behilflich zu sein. Sofort nach dem Tode eines Engländer wird sein ganzes Eigenthum mit 2 bis 10 pCt. besteuert. Außer der Steuer für die Testamentsausfertigung gibt es noch eine Menge anderer Steuern zu zahlen, ehe der Todte unter die Erde kommt. Das Verzeichniß seiner Tugenden wird der Nachwelt auf besteuertem Marmor überliefert; er selbst aber wird zu seinen Vätern gerufen, um — nie mehr besteuert zu werden!“

Der berühmte Hornist Bivier gibt sein Geld eben so leicht aus, als er es verdient. Im verfloffenen Sommer war er mit Jenny Lind, die ihn sehr schätzt, aber seine geringe Sparsamkeit tadelt, zusammen. Nach London zurückgekehrt, übergab er dem Banquier Baring eine Summe von 1200 Pfd. zur Aufbewahrung. Vor einiger Zeit wollte er nach Paris reisen und forderte daher von Hrn. Baring sein Geld. Dieser verweigerte es. Der Streit fing an unangenehm zu werden, als Baring mit der Ursache vorkam. Wenige Tage vor ihrer Abreise nach Amerika war Jenny Lind bei Hrn. Baring eingeladen. Er bat sie noch um ein Abschiedslied. Die Sängerin sagte es zu, verlangte jedoch sein Ehrenwort, daß auch er ihr eine Bitte erfüllen wolle. Baring gab sein Wort, und nun ersuchte ihn Jenny Lind,

Bivier sein Depositum nicht zu verabsolgen, sondern es in seinem Interesse zu verwalten. Bivier entgegnete, er wolle die Gerichte zu Hülfe rufen, worauf ihm Baring bemerklich machte, wie man einen Proceß verewigen könne, und er fest entschlossen sei, lieber das Zehnfache des Depositums für Gerichtskosten aufzuwenden, als sein Wort zu brechen. Bivier sah die Unmöglichkeit des Gelingens ein, reiste hierher und ist nun — Kapitalist wider Willen.

Jacquesson. Im Handel mit Champagnerweinen, welche durch die ganze Welt gehen und der Provinz, die sie liefert, ungeheure Summen einbringen, hat sich in den letzten Jahren eine kleine Revolution begeben, indem ein Kaufmann Namens Jacquesson den Champagner beinahe um die Hälfte des früheren Preises liefert. Der Champagner war von jeher ein sehr theurer Wein, und daher nur den Reichen zugänglich; aber seit Jacquesson bekommt man Champagner zu 45 bis 50 Sous. Dies hat in der Champagne gewaltigen Rumor gemacht. Die dortigen Weinhändler, welche den Wein zu 4—5 Franken absetzen, auch wohl noch theurer, griffen Jacquesson als Verderber des Handels an, als Quacksalber, der den Leuten seine schlechte Waare als ächten Champagner aufschwage. Er behauptete dagegen, er habe in Folge der bedeutenden Verminderung der Kosten die Preise so stark herabsetzen können. Die Feinzügler werden nun allerdings schwerlich bei Jacquesson Bestellungen machen und den Wein lieber theurer, aber auch ächter von den alten Weinlagern beziehen. Wem es aber nicht gerade ums Beste zu thun ist, und wer gerne berühmte Weine zu wohlfeilen Preisen trinkt, wird Jacquesson als Urheber einer recht angenehmen, wohlthätigen Erfindung preisen. Der Jacquesson'sche Champagner hat auch bereits bei den vielbesprochenen Revuen des Präsidenten der Republik eine große Rolle gespielt. Mit diesem Weine sind die Offiziere und Unteroffiziere bewirthet worden, und die dem Präsidenten feindlichen Tageblätter behaupteten spöttisch, beim Bankett haben die Unteroffiziere begeistert gerufen: Vivent Napoléon et Jacquesson, ja man habe zu Ehren des Letztern eine Medaille zu schlagen beschlossen. Auf einem Carrikaturblatte steht der Präsident auf einer als Säule gestalteten Jacquesson'schen Weinflasche, wie seines Oheims Bild auf einer ehernen Säule.

Willisen's Verabschiedung. Ganz allgemein erzählt man sich, daß nachfolgende Punkte die Motive waren, welche die Statthal-

terschaft bewogen, den General Willisen zu entfernen. Unmittelbar nach der Schlacht von Jostedt verlangte die Statthalterschaft, Willisen solle wiederum angreifen; Willisen antwortete: „Dazu fehlen mir 5000 Mann.“ „Die sollen Sie haben“, erwiderte die Statthalterschaft. Kaum war die verlangte Mannschaft da, so erneuerte die Statthalterschaft ihr Verlangen auf einen Angriff. „Wir fehlen aber noch eine Menge Kanonen, namentlich Bombenkanonen“, war Willisen's Ausflucht. Die gewünschten Kanonen wurden alsogleich angeschafft und die Statthalterschaft drang aufs Neue auf einen Angriff. „Derselbe kann auch ausgeführt werden“, sprach Willisen, „wenn ich die dazu nöthigen Pontons = Brücken und Prahme hätte, da ich aber befürchte, daß dieselben dem Lande zu kostspielig werden, so thun wir besser, zu warten.“ „Kann das Vaterland durch Anschaffung dieses Materials gerettet werden, so ist demselben Nichts zu theuer“, war die feste Antwort der Statthalterschaft. Wie schleunig auch diese Requiriten angefertigt worden sind, ist einem Jeden zur Genüge bekannt. Nun endlich sollte Willisen angreifen; zuckte jedoch die Achseln und sprach: „Die Großmächte wollen jetzt den Streit der Herzogthümer mit den Dänen schlichten, unter diesen Umständen halte ich es für gerathener, nicht anzugreifen.“ Befehl trat vor den General, zog ein Papier hervor und überreichte es Willisen mit den Worten: „Herr General, hier ist Ihr Abschied!“ Willisen schied und hat die Ueberzeugung mit sich genommen, daß er geschlagen ist, wo er sich nur zeigte, obwohl ihm seine Wünsche in Bezug auf Mannschaften und Kriegsmaterial stets willfährig gewährt worden sind; möge er fernerhin das Schwert mit der Feder vertauschen, Ersteres zu führen hat er sich unfähig gezeigt, möglich aber, daß er in diplomatischen Kreisen eine passendere Beschäftigung finden wird. Wir aber unterlassen nicht, dieses freilich nur im Volke umlaufende Ereigniß der Oeffentlichkeit zu übergeben, um darzuthun, falls die Sache sich wirklich so verhält, daß der Statthalterschaft dann in diesem Falle keinerlei Schuld beizumessen ist.

Lamartine's Eitelkeit. Betty Paoli erzählt in ihren „Pariser Eindrücken“ folgende Anekdote über Lamartine, die für seine Eitelkeit charakteristisch ist. Mit meinem Freunde P. hatte Lamartine eines Tages das folgende Gespräch. P. Haben Sie schon mein letztes Buch gelesen? — P. Gewiß! — P. Wie viel Mal? — P. Nun, bei Gott, ein Mal. — P. Dann werden Sie mir erlauben, Ihnen zu

sagen, daß Sie es nicht kennen. Ich selbst habe es vier Mal gelesen, und ich habe immer neue Wahrheiten darin gefunden.

Eine große Verschwörung in Rußland ist aufs Neue entdeckt worden. Man wird sich an die abgelaufene 25jährige Regierungszeit erinnern, die Stoff zu vielen Prophezeiungen gegeben hat. Es scheint, als ob die Sache doch nicht ganz ohne Grund sei. — Viele Offiziere aus den verschiedensten Regimentern sind verhaftet, viele haben sich durch die Flucht nach Asien der Verhaftung zu entziehen gewußt. Der Adjutant des Fürsten Paskevitsch ist nach Constantinopel gesandt, um die Spur dieser Letzteren zu verfolgen. In einem Grenzstädtchen hat die Regierung enorme Pulvervorräthe mit Beschlag belegt und selbst die ganze Einwohnerschaft dieses Städtchens ist zur Haft gebracht.

Karl Andree's „Amerika.“ Von dem großen Werke von Karl Andree: „Amerika in geschichtlichen und geographischen Umrissen,“ sind die zwei ersten Hefte des ersten Bandes, der Nordamerika behandelt, soeben ausgegeben. (Braunschweig, Westermann.) Diese Hefte enthalten nächst der umfassenden Einleitung die zwei ersten und den Beginn des dritten Hauptstückes. Das erste bringt eine Darstellung von Island und Grönland, das zweite behandelt unter der Ueberschrift: „Die Polarreisen“ die Versuche, eine nordöstliche und nordwestliche Durchfahrt zu finden, von Cabot und Columbus bis auf die neuesten Expeditionen von 1850. Das dritte Hauptstück schildert Amerika im Norden des 50sten Breitengrades. Jeder Band des Werkes (der zweite begreift Mexico, Mittelamerika und Westindien, der dritte Südamerika) bildet ein selbstständiges Ganzes. Der erste erscheint in 8 Lieferungen zu je 3 Druckbogen und wird im Spätherbste 1851 vollendet sein. Der Preis desselben stellt sich auf 3 $\frac{2}{3}$ Thlr. Der zweite und dritte Band werden etwa je 30 Bogen umfassen.

Rudolph Gottschall's „Ferdinand Schill“ wurde kürzlich in Breslau aufgeführt und erregte einen außerordentlichen Enthusiasmussturm, hauptsächlich darum, weil eine Menge Stellen darin ganz so aussehen, als

wären sie in Bezug auf die politische Lage geschrieben, in der sich Preußen gegenwärtig befindet. Wirklich glaubte die Mehrzahl des Publikums, daß das Stück erst jetzt gedichtet, oder doch wenigstens, daß die bezüglichen Stellen eingelegt worden seien. Dem aber ist nicht so. Das Stück ist vor Jahr und Tag geschrieben und hat vom Autor keinen neuen Zusatz erhalten. All' die betreffenden Sätze waren schon früher darin. Bei der Stelle, wo General Roethel sagt: „Wir wollen Frieden, und um jeden Preis!“ und auf welche Schill entrüstet die Gegenfrage stellt: „Um jeden Preis! Auch um den Preis der Schande?“ — wollten Applaus und Jubel kein Ende nehmen. Man sah, das Volk demonstirte hier. Die Offiziere und die reichen Bourgeois wurden das auch gewahr und entfernten sich. Fast alle Uniformen gingen hinaus und der ganze erste Rang leerte sich. Die erste Wiederholung des Stückes, die gleich am nächsten Tage auf dem Zettel angezeigt war, konnte nicht stattfinden, weil die Garnison entschieden ablehnte, zu dieser und den folgenden Vorstellungen Truppen herzugeben, und daher alle Statisten fehlten. Nur einige ältere Generale, Männer aus der Zeit von 1813, applaudirten. Die weitere Aufführung des Stückes wurde in Breslau und Berlin verboten. Uebrigens schreibt Gottschall jetzt an einem philosophischen Werke, das bei Brockhaus erscheinen wird. Er lebt in Breslau.

Elvira als Schenkamsell. In B. gastirten die Wiener Komiker Scholz und Nestroy in der Posse: „Die verhängnißvolle Faschingsnacht“, im ersten Akte steht auf der Scene ein Haus mit der Aufschrift: „Schnaps-Verkauf“, aus welchem Lorenz den Wohlthäter seiner Braut hinauswirft. Die nächste Vorstellung war Bellini's „Puritaner“. Beim Aufgehen des Vorhanges zum dritten Akte, in welchem bekanntlich Elvira als Wahnsinnige in einem Gartenhause die Romanze singt, bricht das Publikum in ein Höllengelächter aus. Der Grund davon war, daß die Theaterleute vergessen hatten, — das Schild vom Hause wegzunehmen und so figurirte die wahnsinnige Elvira, zum großen Ergötzen des Publikums, als Schenkamsell im „Schnaps-Verkauf.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.